

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 84.

Dienstag, 10. April.

1928.

(10. Fortsetzung.)

Schüsse in Schanghai.

Roman von Alfred Schirokauer.

(Nachdruck verboten.)

Ryan rang gequält mit den Worten.
„So sprechen Sie doch!“ drängte sie ihn fassungslos,
„sagen Sie mir den Weg!“
Da sprach er und blickte scheu zur Seite: „Wenn Sie
— mich — heiraten.“

Er sah sie nicht an. Er fühlte nur, wie ihre Hände
von seinem Arme erstarrend herabglitten. Sein Kinn
sank zur Brust nieder. Im Tiefsten hatte er es gewußt.
Nicht einmal, um dieser chinesischen Hölle zu entinnen,
würde sie sein Weib werden. Er hatte es voll Scham
und Altersbewußtsein gewußt.

Er hörte sie erstickt hervorstoßen: „Sie wollen mich
heiraten?“

Sein Kopf schnellte zu ihr herum. Er blickte in ihre
großen, braunen Augen, in deren bläulicher Reizhaut
die Angst der letzten Stunden kleine Gefäße blutig ge-
sprengt hatte. Die Augen waren weit geöffnet und
starrten ihn an.

„Ja“, rief er überlaut.

„In meiner Not und Erniedrigung — unter diesem
schmachvollen Verdachte wollen Sie mich heiraten?“

„Ja.“ Er sagte es, allen stürmischen Empfindungen
zum Troste, trocken und geschäftsmäßig. Er wollte hin-
zufügen: Ich liebe dich. Doch er vermochte es nicht.
Statt dessen fügte er hinzu: „Wenn Sie Engländerin
sind, müssen die Chinesen Sie dem englischen Gericht
ausliefern.“

„Aber — Mr. Ryan — Sie — einer der ange-
sehensten Männer der Kolonie — wenn ich auch un-
schuldig bin — ich weiß, wie ich vor der Kolonie dastehe.
Ich bin nicht mehr unerfahren genug, nicht zu wissen,
daß ein Mädchen, das im Verdacht des Mordes steht —“

„Aber Ja!“

„Nein, nein, Mr. Ryan, das darf ich nicht an-
nehmen —“

Er hatte ihre Hände eingefangen, und nun konnte er
es endlich sagen.

„Ja — ich liebe dich doch. Ich liebe dich lange
schon —“

Sie hob ihm das Gesicht entgegen.

„Sie lieben mich?“

„Sehr — Ja!“

„Auch jetzt noch?“

„Was kann eine unselige Verstrickung an meiner
Liebe ändern!“

Da fiel sie mit dem Gesicht an seine Brust und weinte,
daß Ryan ihre Tränen durch den dünnen weißen Rock
und das Hemd hindurch seine Haut nagen fühlte. Es
war gut und lind, ihre Tränen zu fühlen. Stumm
streichelte er ihr Haar.

Die Chinesinnen machten runde, begriffsstutzige
Augen. Der Wärter erwog ernsthaft, ob er nicht gegen
dieses selbstjame Zwiesgespräch einschreiten müsse.

Da löste Jsa ihr Gesicht von Ryans Brust, beugte
sich rasch zu seiner Hand nieder und küßte sie. Er war
so überrascht, daß er vergaß, sie ihr zu entziehen. Dabel
stammelte sie:

„Nie — nie werde ich Ihnen das danken können!“

„Aber Ja!“ rief er bestürzt.

Blötzlich tat ihm etwas in der Brust sehr weh. Er
hatte nicht erwartet, daß sie ihn liebe. Er wußte es.
Im Gegenteil, er hatte diese lange Nacht nur gegen das
Bedenken gerungen, nur gegen die Furcht, es könne
scheitern, als heute er ihre bittere Zwangslage zu seinem
Ruhm aus. Und doch tat es ihm körperlich weh in der
Brust, daß sie kein Wort von Liebe sprach.

Und darum sagte er: „Ja, es ist nur eine Form.
Wenn alles vorüber ist, können Sie sich ohne weiteres
von mir scheiden lassen.“

„Ach — so!“ begriff sie weh und sank in sich zu-
sammen. Als Weib für immer wollte er eine, wie sie
es war, doch nicht behalten!

Da hörte plötzlich der Schmerz in seiner Brust auf.
Es wurde hell und herrlich in dieser grausigen Ver-
kommenheit der Zelle. Fröhlich, wie ein Junge, jauchzte
er: „Ja, ich sagte das nur, weil ich nicht wußte, ob du
mich liebst, — für mich wäre es das unausdenklichste
Glück, wenn du immer bei mir bliebst.“

„Immer — immer!“ stieß sie ernst und ergriß
hervor und schmiegte sich aufgelöst in frauenhafter Hin-
gabe an ihn. Er preßte sie an sein Herz.

Sie hob wieder das Gesicht und sagte mit scheuem
Lächeln:

„Wenn ich nicht so schmutzig wäre, würde ich dich
bitten, mich zu küssen.“

Im nächsten Augenblick hatte er ihr Gesicht in beiden
Händen und bedeckte ihre Lippen mit leidenschaftlichen
Küssen.

Doch da schritt der Wächter — aller Zweifel über-
hoben — dienstfertig und pflichtbewußt ein.

Bei diesen weißen Teufeln wußte man ja nie recht
Bescheid. Doch was zuviel war, war entschieden zu viel.

10.

Noch an diesem Vormittage wurden Jsa und William
Ryan im chinesischen Gefängnis getraut. Dann über-
führten zwei Prachteremplare jener indischen Polizisten,
die ihr am Abend ihrer Ankunft in Schanghai Vertrauen
und ein Gefühl der Geborgenheit eingeflößt hatten, die
junge Frau zur englischen Central Police Station in
Fochow Road 28.

Die Kolonie hatte ihre neue unerhörte Sensation.
Jetzt wurde dieser interessanteste Fall aller Zeiten ja
erst richtig spannend! Der angesehenste Mann der
englischen Siedlung heiratete die Mörderin! Das hatte
die Kolonie denn doch noch nicht erlebt. Ein genialer
Schachzug gegen den Übermut der Chinesen, denen er
die sichere Beute entriß. Man gönnte den Nationalisten
die Schlappe. In diesen aufgewühlten Zeiten hätte ein
chinesisches Gericht gegen eine weiße Frau einen emp-
findlichen Schlag gegen das Prestige des Europäertums
bedeutet.

Gewiß — politisch — na ja! Aber diese Sache hatte
doch auch noch eine nervenaufpeitschende menschliche
Seite. Aus politischen Erwägungen heraus hatte Ryan
diese mordverdächtige junge Dame doch gewiß nicht ge-
heiratet. Da waren andere Dinge im Spiele.

Die Kolonie siedete wie ein überheizter Teekessel. Autos glitten durch die schönen Villenstraßen des Europäerviertels. Besuche wurden erstattet zu ganz ungewöhnlichen, unkonventionellen Zeiten. Man slog zu einander, Meinungen über dieses verblüffende Ereignis auszutauschen. Sie hatte es in Schanghai solch ausgiebigen Tratschstoff, solch ein „walla — walla“ gegeben. Nicht nur in den hübschen Villen der Avenuen, sondern auch in den Kontoren am Fluß. In allen Bureaus wurde nur ein Thema erörtert: William Ryans unerwartete und unmögliche Tat.

Wenn man auf diesen „merkwürdigen“ Mann traf — und auf wen traf man nicht ständig in diesem engen Geschäftsviertel am Whangpoo?! — dann ging man ihm, wenn es sich irgend machen ließ, aus dem Wege. Konnte man aber einer Begegnung ohne Brüstung nicht ausweichen, gratulierte man mit blödem Lächeln zu dem mannhaften Coup und hoffte, daß sich die völlige Unschuld Mrs. Ryans vor dem Obersten englischen Gerichtshofe dartun würde.

Ryan dankte kühl, hoffte gelassen das gleiche und ging unbeirrt seines Weges.

Er hatte den besten englischen Barrister, Lionel Fairman, als Verteidiger zugezogen. Auf Ryans angstvolle Frage: „Kann sie verurteilt werden?“ antwortete er einigermaßen ausweichend: „Vor Gott und einem Gerichtshofe ist alles möglich.“

Doch Ryan kannte ihn und wußte, daß er stets pessimistisch sprach und optimistisch hoffte.

In seiner Gegenwart wurde sie bald nach ihrer Einlieferung in das Zentral-Polizei-Gefängnis von einem Commissioner, einem höheren Polizeibeamten, vernommen.

„Sie bleiben also dabei, Mrs. Ryan“, — jedesmal noch, wenn sie „Frau Ryan“ genannt wurde, überrieselte es sie fremd und traut — „Sie bleiben also dabei, daß Mr. Fiskin Sie in einer Art von Wahnsinn überfallen hat?“

„Ich kann mir sein Verhalten nicht anders erklären.“

„Sie meinen ferner, daß Mr. Fiskin Sie auch schon am Tage zuvor in einem ähnlichen Anfall aus seinem Hause gewiesen hat?“

„Ja.“

„Nun, Mrs. Ryan, ich habe hier nur Ihre Aussagen entgegen zu nehmen. Aber vielleicht darf ich Sie auf etwas hinweisen.“ — Er streifte mit einem Seitenblick den Verteidiger. — „Erstens scheint es mir seltsam, — ich weiß natürlich nicht, wie das Gericht darüber denken wird, daß Sie nach dem ersten „Anfall“ am nächsten Tage doch wieder zu einem Manne gingen, den Sie — wie Sie sagen — für geistestranke hielten.“

„Ich wollte mich nach seinem Befinden erkundigen.“

„Ich weiß, Sie haben es schon vorher gesagt. Hoffentlich glaubt Ihnen das Gericht das. Mir erscheint es immerhin etwas — ungewöhnlich. Und dann, Mrs. Ryan, unsere umfassenden Ermittlungen haben ergeben, daß kein zweiter Mensch in Schanghai an Mr. Fiskin jemals irgendwelche Zeichen von Wahnsinn bemerkt hat. Und in Ihrem Falle muß es doch schon fast Tobsucht gewesen sein! Er war Opiumraucher — wie sehr viele Europäer in China — er war ein Sonderling — aber wahnsinnig war er nach unseren sehr genauen Erhebungen nicht.“

Er sah sie durchdringend durch scharfe, funkelnde Brillengläser an und fügte langsam hinzu: „Ich wollte Ihnen das nur zu bedenken geben.“

Die junge Frau stand hilflos vor dem Beamten. Ihre herabhängenden Hände hoben sich ohnmächtig und fielen wieder matt herab. Verwirrung und Jammer in den Augen, sah sie auf den Commissioner, auf den Verteidiger. Sie wußte nicht mehr ein noch aus. Schuldlos war sie in diese furchtbare Maschine des Strafverfahrens geraten und wurde nun von ihr dahingeschleift, gewirbelt, herumgezerrt, immer in Gefahr, zwischen den gefühllos surrenden Rädern zermalmt zu werden.

Sie wußte nicht mehr, was sie sagen, was sie behaupten sollte. Überall lagen Fallen und Netze. Ein falscher Schritt — und sie war verloren. Das wußte sie, darüber täuschte sie die lebenswürdige Zuversicht

kommenheit nicht, mit der sie in dem englischen Gefängnis gehalten und behandelt wurde.

Sie war nicht mehr die lebensfremde kleine Klosterlehrerin, die vor wenigen Wochen die „König“ im Hafen von Schanghai verlassen hatte. Sie kannte nun Menschen und verworrene Verhältnisse des Lebens. Und sie sah sehr wohl an den Mienen der Beamten, die sie vernahmen und mit ihr verhandelten, daß dieses Verfahren auch vor dem englischen Gerichte kein harmloses Kinderspiel, sondern blutiger Kampf auf Leben und Tod war.

Aber trotz allem, was sie in Schanghai durchlebt und durchlitten hatte, war sie andererseits doch immerhin nur ein junger Mensch von 19 Jahren, den das Schicksal in einem Wahlstrom von Paragrafen und Aussagen, von Angst und Hilflosigkeit dahintrifft. Ryan durfte sie zweimal die Woche in Gegenwart eines Aufsehers — auf eine halbe Stunde — besuchen. Da raffte sie sich zusammen, spielte die sorglose, ihrer Unschuld stark bewußte Frau, der nichts geschehen konnte. Sie wollte vor diesem Manne, der nun „ihr Mann“ war, nicht schwach erscheinen. Doch wenn er gegangen war und die Einsamkeit dieser blüßblauen Zelle, die fast ein kleines behagliches Zimmer war, sie wieder lastend umfing, erwachten die bohrenden Gedanken und das Bangen vor der Zukunft und die nervenzerrüttende Frage, die alle Unglücklichen stellen, auf die es nie eine Antwort gibt, warum sie, gerade sie in diese tragische Vertiefung hatte hineintaumeln müssen? Warum gerade sie unter den Millionen junger Mädchen?! Warum gerade sie aus der Stille ihres Klosters nach dem fernsten Osten der Erde hatte kommen müssen, um dieses Unausdenkliche zu erleben? Gerade sie unter allen anderen?!

Benommen stand sie vor dem Commissioner.

„Haben Sie sonst noch etwas anzuführen?“ fragte er sachlich. „Nein“, erwiderte sie lautlos.

Der Verteidiger begleitete sie in die Zelle zurück.

„Mrs. Ryan“, begann er hier, „ich glaube, das war ein sehr nützlicher und sehr menschlicher Wink des Commissioners. Wenn wir mit der Behauptung, Mr. Fiskin habe Sie im Wahnsinn überfallen und Sie hätten den Dold zu Ihrer Verteidigung ergriffen, worauf er sich die Waffe, die Sie hielten, in das Herz gestoßen habe — wenn wir damit, sage ich, ungewarnt in der Hauptverhandlung herausgekommen wären, hätte der Staatsanwalt unsere Verteidigung mit dem Beweise lahmgelegt, daß Fiskin niemals wahnsinnig war. Das hätte unserer Verteidigung den Boden entzogen.“

(Fortsetzung folgt.)

Das gelbe Haus.

Von Albert Reitich (Wien).

Fünftehn Jahre waren verfloßen.

Eines Nachts schredte Leo Popper aus unruhigem Schlummer auf, prüfte den Kalender, prüfte sein Spiegelbild: war das er, diese Ruine, dieser alte Mann mit den faltigen, welken Backen, den entzündeten Augen und dem ergrauten Haar?

Nun war es hohe Zeit, aufzubrechen, wenn er seine Heimat noch einmal sehen wollte. Er wußte, auch seine Frau liebte der Gedanke an das kleine, gelbe Haus mit den einst grünen Fensterläden, deren Farbe fast ganz abgebröckelt war, nicht in Ruhe.

Er hatte wirklich keine Zeit mehr zu warten; hatte er nicht durch Jahre unermüdlich geschuftet... ja, es war manchmal nicht leicht gewesen, als Streichholzverkäufer hatte er begonnen, dann war er Lektüre gewesen, Sagenarbeiter, Goldgräber, bis ihn zuletzt ein kleiner Besitz zum Inhaber einer Destille machte.

Leo Popper fuhr auf und stieg mit einer altmodischen Laterne in den Keller. Er suchte in einem verstaubten Winkel nach drausgewordenen irdenen Blumentöpfen — einer davon war in dices Packpapier gewickelt und bis zum Rande voll mit Gold- und Silberstücken.

Er ging mit seinem Schatz nach dem Zimmer und verbarg ihn dort unter der Bettdecke.

Scheinbar hatte ihn die Frau nicht gehört. Aber vielleicht lag sie in dem engen Bett wach und träumte wieder von der Heimat.

Plötzliches Mitleid mit seiner Frau befiel den Mann, Mitleid mit der mageren, stets schüttelnden Johanna, die ihre Jugend und ihre Gesundheit in der Fremde lassen mußte.

Aber nun wollte er keine Minute zögern, sie sollten beide bald den Traum unzähliger harter Jahre erfüllt sehen. Zwei Tage später fuhren sie durch endlose Prärien, durch gewaltige Urwälder auf New York zu, wo sie sich zur Rückfahrt einschiffen mußten.

Die Frau sah in steif aufrechter Haltung auf ihrem Platz in dem Pullmann-Wagen.

Nur ihre narbigen, weißen Hände waren unruhig und fingerten an dem festverschürten Bündel herum, das sie auf dem Schoß hielt.

Sie sprach kein Wort, wenigstens ab und zu die Lippen sich bewegten, sie sah nur immer starr auf ihren Mann, der in der Fensterede hockte und mit gespanntem Interesse die Landschaft an sich vorüberfliegen ließ.

In New York verließen sie den Zug, wanderten durch drohende Silhouetten gigantischer Häuser, vor ihren Augen tanzten glühende Punkte — die gelben und die roten Signale hatten sich in Flammenfarben gelöst. Die Menschen hasteten durch die Strahlen, furchtbar einsam war der einzelne und die Zeit stürzte über ihn hinaus.

Hier war das ganze Leben der Welt gesammelt in einem Prisma riesengroß, hier war Arbeit und Leben ohne Atempause.

Kurze Zeit darauf befanden sie sich in der Untergrundbahn. Wie sie auf einmal in dieses Menschengewühl hineingerathen waren, wußten sie selbst nicht. Aber es war für sie eine Wohltat, daß sie mit ihren schweren Bündeln und Koffern nicht zu gehen brauchten; sie standen nun hier in der riesigen Halle und erwarteten den Zug.

Plötzlich raste die Eisenbahn heran, sie kam aus der Erde und glänzte wie flüssiges Kupfer. Mann und Frau hielten sich an einem Griffe fest und standen schnell auf der Plattform des Wagens.

Wie das hüpfte und funkelte in ihren Gehirnen, wie es irrlichterte von Gestalten.

An jeder Station klaffte ein Ausschreier Zeitungen aus, überall waren die Hallen mit Lichtreflexen übersät.

Der Zug sauste in rasendem Tempo durch die Erde, Erde, die die Menschen bebauen, Erde, die die Ausruhenden in ihrem Schoß aufnimmt.

Die Frau fand mit ihren Bündeln und Koffern noch im Innern des Wagens Platz, der Mann blieb auf der Plattform stehen.

Der Zug begann zu schreien, zu brüllen, zu ächsen.

Leo Popper hatte sich an die Korridortür gelehnt; erst hielt er sich noch am Riemen fest, dann ließ er müde die Hände fallen, seine arbeitsartigen Hände. Ihm fiel die Zeit ein, da er so schufte mußte, daß er abends mit wunden Füßen ins Bett fiel.

Ihm fiel das Ziel ein, dem sie entgegenfuhren, das winzige, gelbe Haus, und das Herz wurde ihm plötzlich froh — niemals hatte er nach Hause geschrieben, er hatte nie Zeit dazu gehabt.

Ob sie wohl ahnte, die gute, treue Lina, die Schwester, die das väterliche Erbe behütete, daß er nun bald heimkommen würde!?

Er galt als verschollen, seit er übers Meer gefahren war.

Weiter jagte der Zug mit den schweigenden Fahrgästen durch die Erde und sie schloß sich wie ein Ring über ihnen, und die funkelnde Lokomotive trah sich mit ihren Zähnen aus Elektrizität mitten hindurch.

Die Frau sah noch immer starr wie ein Stein auf ihrem Platte und unklammerte mit ihren erdbraunen Händen Bündel und Koffer.

Der Mann fuhr aus seinen Träumen empor, höflich klopfte der Kondukteur auf seine Schulter: „Wohin will denn der Herr?“

Sein trodener Mund formte das Wort „Hafen“. Ein eigentümlicher, ganz autmütiger Ausdruck kam in das Gesicht des Schaffners.

Man kam langsam an die Station, der Zug hielt.

Aber die zwei Leute hatten noch Zeit.

Da passierte Leo Popper etwas Entsetzliches. In dem Auf- und Abfluten der Menschenmassen wurde er auf den Bahnsteig hinausgestoßen.

Ein Schwall neuer Fahrgäste kam und nahm die freien Plätze ein.

Und der Zug setzte sich in Bewegung, lief durch die von grellen Reflexen bestrahlte Halle und jagte immer schneller durch die Erde.

Mit einem Male bemerkte die Frau, daß ihr Mann nicht mehr auf der Plattform stand. Er war von der Erde verschluckt. Seltzam belebte sich ihr Gesicht, schredertill traten die Augen vor, der Mund öffnete sich zum Schrei.

Wie eine Tiermutter, die ihr Junoes verteidigen muß, erhob sie sich zum Sprunge und hastete nach der Plattform. Bündel und Koffer waren liegen geblieben. Als sie die Plattform mit ängstlichen Blicken abgesehen hatte, wurden ihre Augen glasig, das Gesicht verzerrt.

Gott im Himmel, das war eine schöne Heimkehr. Weil der Mann auch nie folgen konnte, weil er immer Gefahren suchte, wo er Gefahren witterte.

Schwerfällig und hart schritt die Frau nach ihrem Platz zurück, den inzwischen ein Fremder eingenommen hatte, und ein verzweifelter Krampf schüttelte ihre Hände.

Nun war sie allein hier, in diesem Teufelsland. Der Anblick der himmelhohen Gebäude hatte die Frau verwirrt, das Spiel der Lichtreflexen auf den Fronten der Riesentempel hatte sie geblendet.

Unaufhörlich lief die Untergrundbahn in schwindelndem Tempo weiter und legte immer größere Entfernungen zwischen die Frau und ihren Mann.

Der lief inzwischen mit verstörtem Blick durch riesige Tunnel. Er lief und lief und glaubte, das unruhige Pochen seines Blutes durch die frische Nachtluft fühlen zu können. Hier unten war es dunkel, hier war es friedlich. Hier blendete kein Licht, hier regte sich kein menschliches Schalten, hier waren nur die Schatten der Nacht.

Allmählich beruhigte sich Leo Popper. Seine Frau würde sicherlich in der Endstation ausgestiegen sein und ihn erwarten. Es hieß also durch eine Stationshalle den Weg nach oben zu gewinnen und mit einem Wagen an die Hafenstation zu fahren. Das gelang ihm nach kurzer Mühe.

„Se, Kutscher!“ Der drehte sich träge. „Wollen Sie mich nach der Hafenstation fahren?“

Der Kutscher nickte und hieb mit der Peitsche zornig drein. Der Wagen schaukelte unsanft, daß der Fahrgast beinahe aus dem Kabinett herausgeflogen wäre.

Die Frau in der Untergrundbahn schien zu einem Entschluß gekommen zu sein. Sie packte Bündel und Koffer, stürzte nach der Ausgangstür und hämmerte und rüttelte dagegen. Heraus aus der Erde, aus dieser verfluchten Erde, die die Menschen zu ihren Teufelsdingen mißbraucht haben.

Die Fahrgäste verwehrten der Armen ihr Tun, alles schrie und lachte dazwischen, jeder wollte ihr die Gefahren grell vor Augen führen, denen sie sich aussetzen würde.

Als der Zug in eine Station einfuhr, sprang sie aus dem Wagen und da sie von Bahnbedienten verfolgt wurde, mied sie das Drehtrepp, das zum Ausgang führte und lief gegen den Tunnel zu.

Der Mann war inzwischen nach der Hafenstation gekommen und hatte dort seine Frau nicht vorgefunden.

Bis früh suchte er sie auf allen Stationen der Untergrundbahn; um sechs Uhr morgens hatte er sich in einem verstaubten Winkel auf seine Handtasche hin, trant und trant und trant und fand endlich wie leblos auf die Erde.

Einen Tag später fand er seine Johanna im Leichenhaus.

Seit dieser Stunde war der alte Leo Popper geistesverwirrt. Er blieb in New York und hatte Tag für Tag keine andere Aufgabe, als alle Stationen aufzusuchen und nach seiner Frau zu suchen.

Er war fest überzeugt davon, daß er sie endlich finden würde und daß sie dann zusammen in die Heimat zurückkehren könnten, zurück ins gelbe Haus, das nach Kram und Arznei roch. Er sah im Geiste vor sich die vergilbten Bilder von Vater und Mutter, die Petroleumlampe, deren Schirm von seiner Mutter geliebt war — Erinnerung... Erinnerung.

Manchmal überfiel eine wilde Wut den armen Sinnverwirrten, daß die gute Frau, die ein ganzes Leben auf die Heimkehr gewartet hatte, nun so lange nicht heimkehren konnte.

Wenn er ruhiger geworden war, dann holte er sein mühsam Erspartes hervor, zählte und rechnete und träumte von dem gelben Häuschen mit den grünen Fensterläden, das er nun bald mit seiner Johanna bewohnen würde.

Hygiene und Heilkunde

Das Geheimnis der Farbenblindheit. In Berlin und in Paris wurden gleichzeitig und unabhängig Untersuchungen über die Farbenblindheit angestellt. Aus den Ergebnissen dieser Experimente geht zunächst hervor, daß die Farbenblindheit bei Männern ungleich häufiger ist als bei Frauen. Das Verhältnis diesbezüglich ist wie eins zu zehn. Unter tausend Männern gibt es durchschnittlich etwa dreißig Farbenblinde, unter tausend Frauen nur drei. Das männliche Auge scheint insbesondere gegen Rot und Grün empfindlich zu sein, während Frauen ungleich besser auf blaue Farbe reagieren. Frauen, die farbenblind sind, leiden meist an Rotblindheit, indem sie das Dunkelrot mit Dunkelgrün verwechseln. Die Farbensensibilität weist übrigens große individuelle Unterschiede auf. Der Sehkraftsgrad, der notwendig ist, um überhaupt Farben unterscheiden zu können, ist bei einzelnen Personen sehr verschieden und scheint von der sonstigen Schärfe des Auges vollkommen abhängig zu sein.

Helene Lange.

(Zu ihrem 80. Geburtstag am 9. April 1928.)

Von Camilla Zellind (Heidelberg).

Wenn wir heute Helene Langes ehrwürdige Frauengestalt in unserer Mitte sehen, so ist der unausslöschliche Eindruck die Harmonie ihrer Persönlichkeit. Auch ihr Lebenswert selbst ist von einer merkwürdigen Einheitlichkeit — wie eine gerade Linie zieht sich durch all ihr Tun, durch alle ihre zahlreichen Schriften der eine Gedanke: die Frau hat das gleiche Anrecht auf Bildung wie der Mann!

Sie selbst ist in behaglich kleinstädtischen Verhältnissen in Oldenburg aufgewachsen. Die Schulen, die sie aufgenommen, vermittelten ihr gerade nur so viel Wissen, um ihren Verstand nicht zu verkümmern und ihren Enthusiasmus, zu lernen und zu lesen, wozu sie ihr eigenes Innere trieb, nicht zu lähmen. Sie hat zuerst die Elementarschule besucht und später die höhere Mädchenschule. Der positive Ertrag der Schulbildung war nicht überwältigend. Es war den Energiern Raum geschaffen, die Ansammlung von Kenntnissen fortzusetzen, die durch den Geist und die Persönlichkeit Helene Langes sich in ihr zu klaren Erkenntnissen weiteten. Sie hat das Autobiogramm in vollem Maße genossen und ist sich dabei bewußt geworden, was dem einzelnen zum Segen gereichen kann, für die Allgemeinheit, die nicht die Kraft der Selbsterziehung hat, zum Fluche wird.

Helene Lange verlor die Mutter in früher Kindheit, den Vater als sie 15 Jahre alt war. Die Erlaubnis, sich zur Lehrerin auszubilden, bekam sie nicht. Ahtzehnjährig verschaffte sie sich eine Stelle „au pair“ in einem Pensionat im Elsaß und ging dann später ohne Examen als Lehrerin aufs Land. 1872 kam sie nach Berlin, um ihr Lehrerinnenexamen zu machen! Seit 1876 wirkte sie hier in den Grainschen Anstalten als Lehrerin in der höheren Mädchenschule und als Leiterin der Seminarklasse. Diese Tätigkeit, die sich durch 15 Jahre erstreckte, hat in ihr als Programm lebendig gemacht: die Neugestaltung der höheren Mädchenschule und die Erweiterung der Lehrerinnenbildung in akademischer Richtung. Die Mängel der höheren Mädchenbildung traten ihr in der Vorbildung entgegen, die die Schülerinnen nicht hatten. Ihr wurden sogleich die Grundlagen klar, auf denen die Mädchenbildung aufgebaut werden muß. Die Durchführung ihrer aus der Praxis gewonnenen Gedanken finden sich in der Schrift „Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung“, die 1887 als Begleitschrift zu einer Petition erschien, die dem preussischen Kultusminister eingereicht wurde.

1889 begründete Helene Lange die Realkurse für Frauen in Berlin, die die Mädchen zur Maturitätsprüfung befähigten, die damals aber nur in der Schweiz abgelegt werden konnte. 1899 verwandelte sie ihre Realkurse in Gymnasialkurse mit dem Ziel des deutschen humanistischen Abiturs. Nach drei Jahren konnten die Kurse die ersten sechs Abiturientinnen entlassen. Helene Lange erkämpfte ihnen die Zulassung zur Prüfung. In den weiteren Jahren, in denen die Kurse unter ihrer Leitung standen, haben sie 111 Abiturientinnen entlassen! Es galt nun, den Frauen die volle Immatrikulation an den Universitäten und die Zulassung zu den Staatsprüfungen zu erringen. Diese von ihr klar und fest gestaute Aufgabe war es, die sie dazu veranlaßte, in großzügiger Weise sich für Frauenorganisationen einzusetzen. Sie begründete 1890 den Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein und übernahm eine führende Rolle im Allgemeinen Deutschen Frauenverein und im Bund deutscher Frauenvereine. In diesen Organisationen griff Helene Lange von der Frage der Mädchenbildung aus, wie es nicht anders sein konnte, auf alle Gebiete der Frauenbewegung über, natürlich auch auf das Stimmrecht.

1893 begründete sie die Zeitschrift „Die Frau“, in der alle Berufenen zu den Frauenfragen seither Stellung nehmen. Unermüdlich war sie, wenn es galt, selbst gegen den Willen ihrer in alten Vorstellungen befangenen Geschlechts-genossinnen die geistige Freiheit der Frau zu pflegen. Eine große Anzahl begeisterter Schülerinnen setzte ihre Arbeit fort. In Gemeinschaft mit Gertrud Bäumer gab sie im Jahre 1901 bis 1903 das „Handbuch der Frauenbewegung“ heraus, das einen Leitfaden für die neuen Bestrebungen darstellte und tausendfältige Früchte trug. Damals, als noch jeder Fußbreit Bodens um den Fortschritt der Frau heiß umkämpft werden mußte, dachte wohl Gertrud Bäumer nicht daran, daß sie einstmals Mitglied des Reichstags und

Ministerialrat im Reichsministerium des Innern werden würde. Schon die Forderung, daß den Frauen ein Einfluß auf die Mädchenschulen und ihre Ausgestaltung eingeräumt werden sollte, erschien zu jenen Zeiten als etwas Ungerhörliches, denn die Frau war von allen Gebieten der Verwaltung völlig ausgeschlossen. In ihren „Lebenserinnerungen“, die im Jahre 1921 erschienen sind, erzählt Helene Lange sehr interessante Einzelheiten aus ihren Kämpfjahren, während deren sie Studienreisen nach England gemacht hat.

Es ist Helene Lange vergönnt gewesen, die Erfüllung eines wesentlichen Teils ihrer Hauptforderungen zu erleben. Nur ihrer Forderung des überragenden Einflusses weiblicher Lehrerinnen auf die höheren Klassen wird noch heute heftiger Widerstand entgegengehalten. Aber das Wort: „Denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein“, paßt insofern nicht ganz auf sie, als bei ihr von einem „gewesen“ keine Rede ist; sie kämpft heute, wie sie je gekämpft hat! Und wenn man ihre aufrechte Gestalt sieht, wagt man die Hoffnung, daß ihr noch lange Kampf und Sieg beschieden sein möge. Ihr Erscheinen macht die Versammlungen feierlich, sie ist die „Aufrechte“ aus eigenem Munde, denn alle anderen neigen sich vor ihr, nachdem sie bei ihrem Eintritt sich erhoben haben. So wird sie als Fürstin der Frauen geehrt!

„Nach dem Gesetz, wonach du angetreten, so mußt du sein, dir kannst du nicht entziehen.“

Wenn Frauen beim Sport verlieren.

Die berühmte amerikanische Tennisspielerin Mrs. Mallory hat kürzlich behauptet, daß alle Frauen „schlechte Verlierer“ sind, d. h. daß sie es nicht mit Würde ertragen können, wenn das Glück gegen sie entscheidet. „Frauen eignen sich nicht fürs Tennisspiel“, erklärte die Amerikanerin. „Sie sind aufgeregte, eifersüchtige Geschöpfe, sie können oder wollen nicht ihre Gefühle verbergen und werden ungemütlich, wenn sie verlieren.“ Diese Anklage der Frau wegen schlechten Benehmens beim Spiel will diese natürlich nicht auf sich sitzen lassen, und verdichtete hervorragende englische Sportsdamen sind dem Urteil von Mrs. Mallory energisch entgegengetreten. Sie müssen allerdings zugeben, daß Frauen sich häufig nicht in so gefasster Haltung in das Unvermeidliche fügen wie die Männer, aber sie erklären das daraus, daß die Männer bereits viel länger sich im Sport betätigt und daher mehr Übung im Verbergen ihrer Gefühle haben, sodann dadurch, daß die Frauen ihre Siege und Niederlagen viel stärker empfinden als das andere Geschlecht, weil sie mit Leib und Seele beim Spiel dabei sind. Weil sie das leidenschaftlichere Temperament haben, müsse man um so mehr bewundern, wenn sie sich ruhig und würdig in das Los des Besiegten fügen. Jedenfalls sind sich die Damen darüber einig, daß diejenige Frau, die eine tüchtige Sportlerin ist, auch gute Miene zu machen versteht, wenn sie verliert. Vorsichtigerweise hat man allerdings Männer über diesen heißen Punkt nicht gefragt.

Hauswirtschaftliches.

Frühlingsuppe. Man nimmt die Blättchen von den allerersten Frühlingskräutern, wie Kerbel, Brennnesseln, Löwenzahn usw., auch Wegerich, Schafgarbe und Petersilie, und wiegt sie ganz fein. Dann bereitet man von 5^l Framia Palmrin, 2 Löffel Mehl eine helle Einbrenne, gibt die Kräuter dazu, füllt mit einem Liter Wasser oder Fleischbrühe auf und kocht sie ganz weich. Die Suppe wird mit Eigelb verquirlt oder ½ Liter saurer Rahm daran gerührt.

Spinat mit Rahm. 500 Gramm Spinat werden gewaschen, durch die Maschine gegeben, und langsam im eigenen Saft weichgedünstet. Zuletzt gibt man einige Löffel Rahm daran und kocht den Spinat unter beständigem Rühren noch kurze Zeit. Ist das Gemüse zu dünn, verdickt man es mit Mondamin. Sehr gut schmecken Kartoffelküllchen dazu.

Brennnessel- und Löwenzahngemüse. Man nimmt die obersten Blättchen im ersten Frühjahr (die noch nicht brennen), sowie vom Löwenzahn die ersten Frühlingsprossen, wenn die Blättchen noch gelb sind. Man verliert die Blätter, wäscht sie mehrmals und dünstet sie im eigenen Saft weich. Ist dies geschehen, so treibt man das Gemüse durch ein Haarsieb, macht eine Einbrenne von Palmrin, Zwiebel, Mehl und etwas Milch und verrührt das Gemüse damit. Dann wird es mit Salz gewürzt und mit frischer Butter zu Tisch gegeben.